

»Ich kenne Sie doch«, begann Professor Bier. »Was tun Sie denn hier?«, fragte er, Verwunderung in der Stimme. »Dies ist meine Privatklinik. Studenten unterrichte ich nur in der Charité.«

»Ich bin nicht als Ihre Studentin hier, Herr Professor«, erwiderte Celia. »Alfred Hinnes ist mein Schwiegervater.«

»Ihr Schwiegervater. Verstehe.« Bier brauchte seinerseits einen Moment, um sich zu sammeln. Der Studentin aus dem Physikum vom letzten Herbst, die er als Fräulein Fahrland kannte, in einer ganz neuen Rolle zu begegnen, traf den Chirurgen unvorbereitet.

Er trug den weißen Kittel des Operators, darunter Hemd, Fliege, Weste. Sein Gesicht war breit, fast bäuerlich, der klare Blick unter Schlupflidern überaus wach.

»Man lässt uns im Ungewissen, Herr Professor. Wie geht es Herrn Hinnes? Ist die OP erfolgreich verlaufen?«

»Erfolgreich, selbstverständlich«, nahm er das Wort auf, das Celia ihm als Brücke gebaut hatte. »Leider ist die Konstitution des Patienten schlecht. Was sich auf die Selbstheilungskräfte des gesamten Organismus auswirkt.«

Die Selbstheilungskräfte! Sie waren das Kriterium, das laut Bier grundsätzlich gegen eine Entnahme der Gallenblase sprach. Schließlich beruhte seine Lehre darauf, dass ein erkrankter Körper sich selbst helfen konnte. Der Operateur legte nur die Drainage; das Entzündungsekret floss ab, die Heilung konnte theoretisch beginnen. Die Methode hatte nur einen Haken: Die Galle saß sozusagen eingeklemmt zwischen Leber und Darm, was den Spielraum des Operators beengte. Celia sah es plastisch vor sich. Darum hatte sie ihrem Schwiegervater von der Alternative erzählt: dem gezielten Entfernen des kranken Organs. Dabei war die Gefahr des Austretens der Gallenflüssigkeit gering, weil der Körperteil bei der Entnahme intakt blieb.

Hatte ihr Schwiegervater das Bier gesagt? Durfte sie danach fragen? Oder war es nicht sogar ihre Pflicht?

»Eine schlechte Konstitution des Patienten«, wiederholte sie seine Formulierung. »Eine Cholezystektomie schlossen Sie dennoch aus?«

Biers Gesicht versteinerte. »Wollen Sie mir sagen, wie ich zu operieren habe?«

In diesem Moment durchfuhr sie ein leichter Schmerz, den sie nicht kannte. »Nein. Das war nur eine Frage«, sagte sie gepresst.

»In welchem Semester sind Sie?«

»Ich frage als Alfred Hinnes' Schwiegertochter. Bat er Sie um eine Cholezystektomie?«

»Ich wies ihn darauf hin, dass er meinen chirurgischen Fähigkeiten vertrauen kann. Und das dürfen auch Sie, junge Frau.«

Es war das Kind, dessen Bewegungen sie zum ersten Mal wie ein leichtes Zucken spürte. Unwillkürlich legte sie die Hand auf ihren Bauch und versuchte, ihre im unpassenden Moment auftretende Unsicherheit mit einem Lächeln zu überspielen.

Bier musterte sie überrascht. »Ist Ihnen nicht wohl?«

»Ich erwarte ein Kind«, erwiderte sie etwas kurzatmig. Dies war wirklich der falsche Zeitpunkt, um eine Diskussion mit ihrem einstigen Professor vom Zaun zu brechen!

»Na, dann.« Bier wandte sich zum Gehen. Mit Schwangeren debattierte er nicht, sollte das wohl heißen.

»Herr Professor, wie geht es Alfred Hinnes? Ich brauche eine klare Antwort: Wird mein Schwiegervater die Operation überleben?«

»Ich habe eine fachlich korrekte chirurgische Arbeit getan, Frau Hinnes. Der Rest wird sich zeigen. Guten Tag.« Er ließ sie stehen.

Celia versuchte, ihre aufwallenden Gefühle in den Griff zu bekommen. Zumindest hatte das misslungene Gespräch einen Vorteil: Der kleine Mensch unter ihrem Herzen hatte endlich ein klares Lebenszeichen von sich gegeben. Das Schicksal der Familie Hinnes war durch ihn mit ihr selbst verbunden.

Der *heimliche König von Deutschland* hatte ein Privatzimmer der doppelten Größe von Edgars Salon, und der war schon sehr groß. Das Krankenbett darin wirkte verloren, was den Patienten noch hilfsbedürftiger erscheinen ließ. Das kurze, dichte dunkle Haar seines Kopfes und Barts stach gegen seine gelblichweiße Gesichtshaut ab, die Augen lagen in tiefen Höhlen.

Das allein konnte auf starken Blutverlust schließen lassen. Die spröden, unwirklich blassen Lippen und der stumpfe Blick sandten Celia das alarmierende Signal, das sie von den letzten Tagen ihrer Mutter kannte: Das Leben zog sich aus dem angeschlagenen Organismus zurück.

»Vater, was machst du für Sachen!« Edgar hatte sich einen Stuhl genommen und saß unruhig neben dem Bett. »Geht es dir gut?«

Kurz nach dem Gespräch mit Bier war Edgar von seinem Treffen mit den Reportern heraufgekommen, anschließend hatte einer der Assistenten des Professors das junge Ehepaar endlich in das Krankenzimmer gelassen: »Bitte schonen Sie den Patienten. Er darf sich nicht aufregen.« Keine weitere Erklärung zu den Heilungsaussichten.

»Nein, Junior, es geht mir nicht gut.« Alfred Hinnes' Stimme war brüchig. Sein müder Blick erfasste Celia. »Hat Bier etwas falsch gemacht?«, fragte er sie direkt. »Mit mir stimmt doch etwas nicht.«

Falls die Gallensäfte in den Blutkreislauf gelangt waren, hatte Bier nicht nur in der Tat die falsche Operationsmethode gewählt. Sein Kunstfehler war obendrein nicht mehr zu korrigieren. Der baldige Tod des Industriemagnaten wäre unausweichlich. Celia war so schockiert, dass sie kaum klar denken konnte. Warum hatte eine solche Katastrophe, die sie von Anfang an befürchtet hatte, eintreten müssen?

Sie beide hatten ohnehin bislang nicht viel miteinander geredet. Zuletzt während ihrer Hochzeit. Getanzt hatte der Schwiegervater mit ihr, der Braut. Und sie hatte die rare Gelegenheit genutzt, auf die sie so lange gewartet hatte, um ihm zu sagen, was ihr wichtiger als alles andere war: Die Galle musste komplett raus! Jetzt fragte sie ihn selbst, ob er das weitergegeben hatte.

»Bier antwortete mir, ich könne ihm vertrauen. Er wisse, was er tue. Und ich hatte solche Schmerzen. Ich konnte nicht aufstehen und gehen. Zu wem auch?« Es fiel ihm schwer, all das vorzubringen. »Du wolltest mich warnen, Celia, und ich habe mir nicht die Zeit genommen, ausführlich mit dir zu reden. Sag mir die Wahrheit: Werde ich sterben? Es fühlt sich so an.«

»Vater!«, rief Edgar. »Du wirst nicht sterben. Du wirst gesund!«

»Junior, sieh deine Frau an. Sie guckt wie jemand, der weiß, was gespielt wird.«

Edgar fuhr herum. Seine Gesichtszüge waren vollkommen entgleist. »Lia! Was heißt das?«

Sie schüttelte nur den Kopf. »Ich weiß gar nichts.«

Der kranke Mann im Bett lächelte matt. »Schade«, sagte er. Dann verstummte er, weil er offensichtlich starke Schmerzen hatte.

»Was ist schade?«, fragte Edgar.

»Dass ich mir nicht die Mühe gemacht habe, deine Frau kennenzulernen, als ich die Gelegenheit dazu hatte.« Hinnes verzog das Gesicht zu einem misslungenen Lächeln.

»Soll ich dafür sorgen, dass du ein weiteres Mittel gespritzt bekommst?«, fragte Celia.

»Welches?«

»Morphium, schätze ich.«

»Dann dämmere ich dem Tod entgegen?« Seine Kiefer mahlten, um den Schmerz zu besiegen.

»Ich weiß es nicht«, wand sie sich erneut und fürchtete, dass es genauso kommen würde.

»Also ja. Dann habe ich zu tun. Ruft Holzapfel herein. Außerdem brauche ich mindestens zwei Fernsprecher hier am Bett. Edgar, kümmere dich darum.«

Alfred Hinnes, der Wirtschaftsmagnat, hatte maßgeblichen Anteil daran, dass drei Monate zuvor in Deutschland eine Währungsreform eingeführt worden war. Die hatte

aus einer Billion eine einzige Mark gemacht. Nebenbei war er auf diese Weise schlagartig den gigantischen Schuldenberg losgeworden, mit dem er sein Firmenimperium finanziert hatte.

Mit dieser Kompromisslosigkeit stellte er sich nun dem Tod.

»Vater, du sollst dich nicht aufregen, sagen die Ärzte«, erwiderte Edgar, obwohl er bereits aufstand.

»Besser, ich rege mich jetzt auf. Später kann ich es nicht mehr. Geh schon. Celia, du bleibst.«

Sein Sohn eilte hinaus.

»Edgar hat recht«, sagte Celia. »Wenn du dich in Arbeit stürzt, kostet dich das Kraft, die du brauchst.«

Alfred Hinnés' Hand machte eine wegwerfende Bewegung. »Wir haben nur diese Minute, bevor Holzapfel reinkommt. Rede nicht drum herum: Wie viel Zeit bleibt mir, bis ich für immer das Bewusstsein verliere? Tage? Oder Stunden?«

Das schmale Gesicht des Jungen war so blass, dass die frischen Farben seines angeschwollenen blauen Auges noch stärker leuchteten. Sie changierten zwischen einem zarten Rosa, einem weichen Violett und einem dunklen Rot. Sehen konnte der Knabe damit für die nächsten Tage nichts. Egal, was er getan hatte – musste man ein zartes, höchstens sechs Jahre altes Kind so brutal bestrafen?

Keine Nachsicht mit niemandem. So hatte sich Magda die Stadt, in der sie lebte und arbeitete, von Anfang an präsentiert. Trotzdem erschreckte sie die Brutalität, mit der Menschen einander behandelten, bei jedem Einzelfall erneut. Noch immer hatte sie die schwachen Fingerabdrücke der Schmittke-Kinder vor Augen und war mit Kuno in dieses Charlottenburger Polizeirevier gefahren mit der plötzlich wieder aufgekeimten Hoffnung: Ob das wohl Otto ist, den sie gefunden haben?

Nun untersuchte sie den Jungen, während sich Kuno mit dem Revierleiter unterhielt. Nur der Holztresen, mit dem Beamte von Besuchern getrennt wurden, war zwischen ihnen. Was sie hörte, passte genau zu den Verletzungen des Kindes.

»Diese Banden gehen immer gleich vor«, wusste der Wachtmeister zu berichten. »Die suchen sich die kleinsten Bengel aus – einen wie den da – und lassen den durch ein Kellerfenster hinab. Der ist der Türöffner, damit die Älteren ohne großen Aufwand durch Keller- oder Vordertür ins Haus gelangen.«

»Aber diesmal ging etwas schief«, stellte Kuno fest. »Was?«

Das sah Magda deutlich: Der Kleine war bei dieser Aktion offenbar in die Zinken einer Harke getreten. Sein blutiger Fuß war an drei dicht nebeneinanderliegenden

Stellen durchbohrt. Magda desinfizierte die Wunden zwar bereits, doch unter Umständen war es zu spät.

»Wer hat das Kind dermaßen verprügelt?«, fragte Kuno.

»Der Besitzer des Hauses überraschte die Bande. Weil er nicht mehr laufen konnte, haben seine Kumpane den Kleenen zurückgelassen. Da hat er die Dresche abkriegt.«
Der Polizist seufzte. »Den Letzten beißen die Hunde. Is nu mal so.«

»Hat er gesagt, wer mit ihm unterwegs war?«

Der rundliche Wachtmeister lachte. »Eher küsst mir der Kaiser von China die Füße!«
Was wohl bedeuten sollte, dass der Junge schwieg. Dass er hart im Nehmen war, bemerkte auch Magda: Während der schmerzhaften Behandlung gab er nicht einen Mucks von sich.

»Wie heißt du?«, fragte sie.

Er reagierte nicht einmal, starrte mit zusammengebissenen Zähnen ins Nichts.

»Ich bin Ärztin«, sagte sie.

Für Sekundenbruchteile zuckte sein Blick zu ihr, entkam ihr sofort wieder.

»Ich bringe dich ins Krankenhaus.«

Wieder zuckte sein Blick. Er erinnerte sie an ein Tier, das in die Enge getrieben war.

»Man wird dir gutes Essen geben.« Dieser Trumpf stach sonst immer.

Nicht dieses Mal. Der Blick ging wieder ins Nichts.

Inzwischen war sein Fuß verbunden. Sie packte ihre Utensilien ein, sagte zu Kuno:
»Ich bring ihn ins St. Hedwig.«

Sie vermied die Anrede, sagte weder »Kuno« noch »Herr Kommissar«. Obschon verheiratet, achteten sie beide darauf, Beruf und Privatleben vor den Augen und Ohren Dritter zu trennen.

»Müssen Se nur noch das Protokoll unterschreiben, Frau Doktor«, sagte der Wachtmeister.

Magda ging um den Tresen herum. Im selben Augenblick sauste der Junge zur Tür, so wie er war, mit nacktem verbundenem Fuß, ohne Jacke. Hinaus in Schnee und Eis.

»So 'ne Kanaille!«, fluchte der Polizist und machte keinen Versuch, ihm zu folgen.

Kuno rannte selbst los. Im Vertrauen auf die sportlichen Fähigkeiten ihres Mannes unterschrieb Magda in aller Ruhe das Protokoll.

»Machen Se sich nich zu viel Arbeit mit dem Bengel, Frau Doktor«, riet der Wachtmeister. »Der is bald hin.«

»Ach ja?«

»Die Harke war dreckig, in die er getreten is. In ein paar Wochen kriegt der 'n Wundstarrkrampf. Dann is aus.«